

7 Geschichten aus der modernen japanischen Jugendliteratur (1)

Bernhard NEUBERGER
Jun OTOMASA

〈Kurze Inhaltsangabe〉

Hier sind 7 Geschichten aus der modernen japanischen Jugendliteratur ins Deutsche übersetzt:

<u>Teil 1</u>	Die drei Brüder	von Kan Kikuchi (1919),
	Die chinesische Fiedel von Minoru	von Haruo Sato (1923),
	Die Seehündin und der Mond	von Mimei Ogawa (1925),
	Die Schattenbilder	von Yoshio Toyoshima (1927),
<u>Teil 2</u>	Die Diebe	von Joji Tsubota (1934),
	Die Fuchsjagd	von Joji Tsubota (1935)
	Die Geschichte von der Oma	
	von der Eisenbahn	von Chiyo Kitagawa (1937).

Kan Kikuchi : Die drei Brüder (1919)

1. Der dreigabelige Weg

Was ich hier erzähle, geschah vor etwa tausend Jahren. Damals war Kyoto statt Tokyo noch die Hauptstadt Japans. In einem Dorf in der Provinz Tamba wohnten drei Brüder, der älteste hieß Ichiroji, der zweite Jiroji und der dritte hieß Saburoji. Sie waren jeweils nur ein Lebensjahr auseinander. Ichiroji war 18, Jiroji war 17 und Saburoji war 16 Jahre alt. Sie waren fast gleich groß und einander sehr ähnlich, nicht nur in der Gestalt, sondern auch in ihrer Sprechweise. Man konnte sie fast nicht von einander unterscheiden. Unglücklicherweise waren ihre Eltern schon gestorben, als sie noch klein waren. Damals hatten sie noch einige Grundstücke, die ihnen aber irgendwann widerrechtlich weggenommen worden sind. Da sich jetzt niemand um sie kümmerte, bestritten sie ihren Lebensunterhalt kümmerlich von der Lohnarbeit. Sie waren zwar arm, lebten aber rechtschaffen.

Eines Abends sagte Ichiroji nach langem Nachdenken zu den Anderen:

„Wollen wir nicht lieber nach Kyoto gehen, als dass wir hier auf dem Lande jeden Tag kümmerlich verbringen? In der Hauptstadt soll es viel interessanter und lebhafter zugehen.“ Dem stimmten Jiroji und Saburoji sofort zu:

„Das ist eine gute Idee. In Kyoto finden wir bestimmt unser Glück.“

„Reisen wir gleich morgen ab! Das Sprichwort sagt: Man muss das Eisen schmieden, solange es heiß ist“, sagte der älteste Bruder.

Desselben Abends bereiteten sich die Brüder auf die Reise vor.

Am nächsten Tag war freundliches Wetter. Die Sonne schien, als ob sie ihnen zu ihrer Abreise Glück wünschte. Sie reisten heiter ab, verließen das Dorf und eilten in Richtung Süden, zur Hauptstadt.

Auf dem Wege übernachteten sie in einem Gasthof. Als sie am zweiten Morgen nach der Abreise auf einen hohen Berg gestiegen waren, sahen sie vom Gipfel weit in der Ferne undeutlich im Morgennebel unzählige Häuser.

„Oh, unsere Hauptstadt!“ rief Saburoji voller Freude laut.

Dann stiegen die Brüder den Abgang vom Gipfel in noch größerer Eile hinunter, als sie ihn hinaufgestiegen waren.

Nachdem sie die Ebene erreicht hatten, mussten sie aber noch weiter einen unendlich langen Weg gehen, an dessen beiden Seiten weite und breite Reisfelder lagen. Die Hauptstadt lag scheinbar von dort noch sehr weit entfernt.

Schließlich kamen sie an einen großen Ginkgobaum. Hier teilte sich der Weg in 3 Abzweigungen und die Brüder wussten nicht, auf welchem der drei Wege sie weitergehen sollten.

„Welcher Weg ist der kürzeste?“, fragte Ichiroji.

„Der mittlere ist wohl der kürzeste“, sagte Jiroji.

„Nein, der linke Weg scheint mir der kürzeste zu sein“, sagte Saburoji.

Ichiroji sagte, nachdem er eine Weile überlegt hatte:

„Mir scheint der rechte Weg am kürzesten zu sein, wir können aber auf jeden Fall die Hauptstadt erreichen, welchen Weg wir auch nehmen mögen. Wollen wir dann lieber jeweils einen von den drei Wegen nehmen und jeweils unser Glück versuchen? Es wäre eher ungünstig, wenn wir drei bei der Suche unserer Dienststellen zusammen wären.“

„Das ist eine gute Idee“, stimmte Jiroji auf der Stelle zu.

Saburoji war es etwas traurig zumute, dass er sich von den Brüdern trennen musste. Da er aber eigentlich von heiterer Natur war, sagte er:

„So wollen wir es machen!“

Also wurde entschieden, dass Ichiroji den rechten Weg, Jiroji den zweiten und Saburoji den dritten Weg nehmen sollte.

Beim Abschied sagte Ichiroji zu den anderen beiden Brüdern:

„Wenn wir uns auch hier trennen mögen, werden wir uns sicherlich einmal wiedersehen, wenn jeder in der Hauptstadt Erfolg hat.“

2. Der rechte Weg

Ich erzähle euch zuerst von Ichiroji, der den rechten Weg gegangen war.

Nachdem er sich von den beiden anderen Brüdern getrennt hatte, eilte er in einer schönen Landschaft auf einem Landweg voran. An beiden Seiten des Weges standen Herbstblumen in voller Blüte. Als er diesen Weg ungefähr 2 ri (= 8 km) gegangen war, sah er hinter goldenen Reisfeldern eine 5-stöckige Pagode vor dem blauen Herbsthimmel aufragen.

Da hüpfte er vor Freude, weil er glauben konnte, dass er sich jetzt in der Nähe der Hauptstadt befand.

In dem Augenblick aber stieg in der Ferne auf dem Weg eine Sandwolke empor und aus der Sandwolke kam ein weißer Ochse auf ihn zugerannt, der seine dicken, starken Hörner nach rechts und links schüttelte. Der Ochse war wohl von etwas erschreckt worden und war in Wahnsinn verfallen. Seine Augen waren brennend rot. Er schien so wütend, als ob er alles mit seinen Hörnern stoßen wollte, was sich ihm in den Weg stellte.

Als Ichiroji das sah, wollte er dem Ochsen an den Wegesrand ausweichen. Der Ochse aber rannte direkt auf Ichiroji zu und stieß ihn im Nu mit seinen Hörnern. Ichiroji wurde weit hingeworfen und der Ochse rannte, Staub aufwirbelnd, weiter davon.

Ichiroji fühlte in der rechten Achselgrube einen scharfen Schmerz, als ob er bis in den Bauch durchbohrt worden wäre. Er dachte, er sterbe bald.

„Ach, ich habe den ungünstigsten Weg gewählt. Weil ich den rechten Weg gewählt habe, muss ich sterben, bevor ich in Kyoto bin.“

Ichiroji wusste nicht, wie viele Stunden oder wie viele Tage er geschlafen hatte. Als er wieder wach wurde, fand er sich in einem prachtvollen Zimmer liegen. Über ihn lag eine so schöne Decke aus Seide gebreitet, wie er sie nie in seinem Leben gesehen hatte. Beim Kissen stand eine Schüssel aus Silber, die Heilmittel enthielt. Darüber hinaus saß eine schöne Frau im selben Zimmer. Alles war ganz anders, als er es vor seiner Ohnmacht gesehen hatte. Ichiroji war sehr verwundert und wollte aufstehen, konnte es aber nicht, weil ihn die Wunde in der Achselgrube plötzlich sehr schmerzte. Die Frau sah, dass Ichiroji wieder wach wurde, und sagte zu ihm:

„Endlich bist du wieder wach. Mach dir keine Sorgen! Hier ist der Palast von Herrn Minister zur Linken Michiyo Fujiwara. Herr Minister wollte gestern den Tempel Kurama besuchen und auf dem Wege hat sich der Ochse seines Wagens plötzlich wild benommen und dich so sehr verletzt. Das hat Herrn Minister sehr Leid getan, und er hat uns gesagt, der Buddha werde es ihm nicht verzeihen, wenn er auf dem Wege zu einem Tempel einen Menschen eines unnatürlichen Todes sterben lasse. Wir möchten dich möglichst gut pflegen, bis du wieder auf die Füße kommst. Wir haben dich dann zum Palast mitgenommen und den besten Arzt in der Hauptstadt geholt.“

Ichiroji wunderte sich, ob das ein Traum wäre. Minister zur Linken Michiyo Fujiwara war damals als höchster Hofmann des Kaisers überall in Japan, selbst in der Provinz Tamba, bekannt. Nach einer Weile sagte die Frau:

„Herr Minister hat gesagt, du müssest von einer fernen Provinz in die Hauptstadt gekommen sein und hättest wohl hier keine Verwandten. Wenn es dir wieder gut gehe, würde er dich als Vasallen in Dienst nehmen.

Als Ichiroji das hörte, freute er sich so sehr, dass er die Schmerzen der Wunde nicht mehr fühlte. Denn es bedeutete für ihn, den Sohn eines armen Bauern auf dem Lande, eine unvergleichliche Karriere, als Vasall des Ministers zur Linken Michiyo Fujiwaras in Dienst genommen zu werden!

Bald ging es Ichiroji wieder gut. Er wurde, wie versprochen, im Gefolge des Ministers in Dienst genommen.

Ehrlich und klug, wie Ichiroji war, machte er schnell Karriere und in zehn Jahren trat er das Amt des Kebiishi an. Er änderte dann seinen Namen in Saemonnojo Kiyotsune.

Kebiishi war ein sehr hohes, mächtiges Amt, weil es zugleich Polizeivorsteher und Gerichtspräsident war. Seine Aufgabe bestand darin, Diebe und Verbrecher festzunehmen und über sie Gericht zu halten.

Das war die Geschichte von Ichiroji. Was war nun mit Jiroji und Saburoji geschehen?

3. Der mittlere Weg

Jiroji, der den mittleren Weg gewählt hatte, ging, nachdem er sich von den Brüdern verabschiedet hatte, so eilends den Weg, als ob er im Laufschrift weiter wollte. Es schien aber ein großer Irrtum gewesen zu sein, dass er geglaubt hatte, der mittlere Weg sei der kürzeste bis zur Hauptstadt. Obwohl er schon 2 ri gegangen war, sah er an den beiden Seiten des Weges nichts als Bambusgebüsch ununterbrochen wuchern. Der einsame Landweg endete auch hier noch nicht. Inzwischen war die Sonne vollständig untergegangen, da die Tage im Herbst ja kürzer sind. Kein Mensch war auf dem Wege zu sehen. Selbst Jiroji, der unter den drei Brüdern der willensfesteste war, wusste nicht recht weiter.

„Unter diesen Umständen ist es wohl nicht möglich, schon heute Abend die Hauptstadt zu erreichen. Ich übernachtete irgendwo“, dachte er sich. Er fand inzwischen einen kleinen Tempel des Jizo (Schutzgott der Kinder) am Rande des Weges. Er entschloss sich dort zu übernachten und stieg dort auf die Veranda. Mitten in der Nacht schüttelte ihm aber jemand die Schultern und weckte ihn.

Jiroji wachte auf und sah einen ihm unbekannten, offensichtlich kräftigen Mann, der ihn an der Schulter packte. Im Licht des aufgestiegenen Mondes schien er ein Samurai zu sein. Dieser fragte

ihn:

„Woher bist du denn? Warum schläfst du hier?“

Als Jiroji ihm ängstlich erzählte, warum er aus der Provinz Tamba zu der Hauptstadt reiste, sagte der Mann mit einem scheinbar freundlichen Gesicht zu ihm:

„Wie gut, dass du Samurai werden willst. Mein Herr nimmt gern so einen ehrgeizigen jungen Mann wie dich in Dienst. Hast du keine Lust, als Samurai meinem Herrn zu dienen?“

Wie sehr aber freute sich Jiroji, als er das hörte, und bejahte auf der Stelle die Frage.

Der Samurai machte sich dann mit ihm zu dem Palast seines Herrn auf den Weg. Zu Jirojis Verwunderung aber ging der Samurai nicht in die Richtung der Hauptstadt, sondern wandte sich bald nach links und ging einen Bach entlang einen schmalen Weg immer weiter.

Jiroji fragte ihn: „Wohnt dein Herr nicht in der Hauptstadt?“ Dann antwortete der Samurai, als hätte die Frage keine empfindliche Stelle getroffen:

„Mein Herr besitzt natürlich in der Hauptstadt seinen Palast, er ist aber zur Zeit vorübergehend in der Nähe des Teiches Mizorogaike ansässig. Willst du die Hauptstadt besichtigen, so nehme ich dich auch noch morgen mit.“

Bald erschien vor ihnen ein großer Teich, der im Mondlicht wie ein großer Spiegel glänzte. Am Ufer des Teiches wucherten Schilf und Rohr und machten einen unheimlichen Eindruck, als lebte dort eine riesige Schlange. Jiroji zweifelte, ob ein großer Herr an so einem einsamen Ort wohnte. Da führte der Mann ihn weiter auf dem schmalen Weg tief in den Wald, indem er jenen warnte, ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Als sie 200 bis 300 Meter gegangen waren, kamen sie plötzlich zu einer großen Ebene, die an dem Teich lag. In der Mitte der Ebene stand ein prachtvoller, schöner Palast, wie ihn Jiroji zum ersten Mal in seinem Leben sah. In den Palast ging der Samurai unangemeldet zum Haupteingang hinein, wobei er Jiroji aufforderte, ohne Zurückhaltung mitzukommen.

Sie gingen durch viele Räume und kamen schließlich in einen taghell beleuchteten Saal, in dem ein Trinkgelage abgehalten wurde, an dem etwa 30 Männer teilnahmen, sie waren alle sehr kräftig und lebhaft. Hinten auf der Bühne saß ein riesiger, 2 Meter großer Mann mit überkreuzten Beinen. Er sah sehr stark aus, als ob er einen Tiger oder einen Löwen mit einem Griff halten könnte. Der Samurai führte Jiroji vor den riesigen Mann und sagte:

„Sehr geehrter Herr, ich erlaube mir, Ihnen einen jungen Mann vorzustellen, der Ihnen dienen möchte.“

„In Ordnung.“, stimmte der Boss in Donnerstimme zu. Jiroji wurde dann erlaubt, mit den anderen Männern zusammen Sake zu trinken und zu schmausen. Es war ein gutes Essen, wie er es in seinem Leben nie gegessen hatte. Er konnte sich satt essen.

„An demselben Tag habe ich nicht nur eine Dienststelle gefunden, sondern ich bin auch gut bewirtet worden. Alles ist zu gut gegangen. Der mittlere Weg, den ich gewählt hatte, war vielleicht

ein Weg zum Glück“, dachte er im Herzen.

Am nächsten Abend kam der Samurai, der ihn am Abend zuvor mitgebracht hatte, und sagte zu ihm:

„Heute Abend geht unser Herr in die Hauptstadt. Du darfst mitkommen.“

Nach einer Weile machten sie sich auf den Weg. Der 2 Meter große Herr schwang sich auf einen schönen Schimmel. Ihm folgten 6 oder 7 Diener des oberen Ranges auf den Pferden. Die anderen Männer gingen zu Fuß. Sie bildeten einen Zug um den Herrn, und zur Verwunderung Jirojis trug jeder außer seinem eigenen Schwert noch eine Waffe bei sich, wie einen Bogen oder eine lange Hellebarde. Einer der Männer gab ihm ein Schwert.

Jiroji wunderte sich, wohin der Herr so spät am Abend wolle, folgte ihm aber schweigend. Bald überschritten sie eine Brücke, die über einen großen Fluss führte. Da war schon die Innenstadt. Viele große Häuser standen an den Straßen. Sie hielten vor einem besonders großen Haus an und begannen, sich über etwas zu beraten. Jiroji dachte, der Herr wohne etwa hier in dem Haus, was aber nicht richtig war. Einige Männer verließen plötzlich den Zug und erkletterten die Mauer des großen Hauses und brachen in das Haus ein. Sie machten das Tor von innen auf. Die anderen stürmten dann alle mit dem Schwert oder der Hellebarde in den Haupttrakt. Jiroji schauderte vor Furcht. Da näherte sich ihm der Mann, der gestern Abend ihn dem Hauptmann vorgestellt hatte, und sagte:

„Bist du erstaunt? Unser Hauptmann ist in Wahrheit der in der Hauptstadt berühmte Räuber Kidomaru. Du hast ja geschworen, ihm zu dienen. Du darfst dich also von uns nicht abwenden. Halte hier mit mir Wache!“

Jiroji wurde vor Schrecken fast gelähmt, denn Kidomaru war damals in ganz Japan als größter Räuber bekannt. Wie sehr klagte er darüber, dass er sich einem Räuber angeschlossen hatte, ohne das zu wissen! Auf der Stelle hätte er entfliehen wollen, konnte das aber nicht. Die Wache hatte einen Bogen in der Hand und hätte ihn sogleich erschossen, wenn er versucht hätte zu entfliehen. Vom Inneren des Hauses her war inzwischen viel Geschrei und der Lärm von Schwertkämpfen zu hören, und bald kamen die Räuber, schwere Beutel mit Gold und Silber auf den Rücken, heraus.

Die Männer sammelten sich vor dem Hause und machten sich zu ihrem Versteck auf den Weg. Jiroji musste ihnen widerwillig folgen. Er wäre ermordet worden, wenn er hätte fliehen wollen.

Als alle im Palast von dem Teich Mizorogaike zurück waren, versammelte Kidomaru alle seine Untergebenen im Saal und häufte das geraubte Gold und Silber vor ihnen auf, wovon er dann an jeden von ihnen eine Handvoll verteilte. Als er Jiroji hinter den anderen in der Ecke zittern sah, sprach er ihn mit seiner Donnerstimme an:

„He! Der Junge da! Du sollst auch etwas bekommen! Sei nicht so bescheiden!“

Jiroji empfing furchtsam seinen Anteil. Hätte er abgeschlagen, wäre er erwürgt worden.

Was er zugeteilt bekam, waren alles Münzen aus Gold und Silber, und zwar war es eine große Summe, wie er sie in seinem Leben nie gesehen hatte. Als er die große Summe sah, entstand in seinem Herzen, da er unter den Brüdern der habgierigste war, der schlechte Gedanke, er möchte sich der Räuberbande anschließen, wenn er da auf einmal so eine große Summe gewinnen könnte. Er wurde von Herzen ein Gefolgsmann von Kidomaru. Da er von Natur nicht nur klug, sondern auch tapfer war, kam er innerhalb der Bande allmählich empor und nachdem Kidomaru von dem General Minamoto-no-Raiko, den der Tenno gesandt hatte, getötet worden war, führte er an seiner Stelle die Bande. Er änderte den Namen in Tanomaru vom Teich Mizorogaike und plünderte die Häuser in der Nähe der Hauptstadt.

Ihr wisst nun von dem Schicksal von Ichiroji, der den rechten Weg gegangen war, und von dem von Jiroji, der den mittleren Weg gewählt hatte. Was ist dem Saburoji geschehen, der den linken Weg gegangen war?

4. Der linke Weg

Da Saburoji, der den linken Weg wählte, unter den drei Brüdern der jüngste und der sanfteste war, war ihm beim Abschied traurig zumute und er wollte fast anfangen zu weinen. Er ermunterte sich aber selbst und ging munter allein weiter. Der Weg führte entlang eines breiten Flusses. Die Hauptstadt schien sehr weit entfernt zu sein. Er musste den ganzen Tag laufen, bis er erst am Abend einen Vorort der Hauptstadt erreichte. Er war so müde, dass er keinen Schritt mehr gehen konnte, und suchte eine Herberge. Als er umherblickte, sprach eine Frau ihn an und fragte ihn:

„Sind Sie ein Fremder hier?“

„Ja, ich komme aus der Provinz Tamba.“

„Ach, wie gut. Würden Sie dann bitte so freundlich sein, nur kurz meinen Dienstherrn zu besuchen? Wir haben keine schlechten Absichten mit Ihnen.“

Die Worte freuten Saburoji sehr, weil er hier keine Bekannten hatte und die Frau sehr freundlich aussah.

Die Frau brachte ihn zu dem Wohnhaus ihres Dienstherrn, das von dort nur ungefähr 500 Meter entfernt war. Der Umfang des Hauses betrug etwa 600 bis 700 Meter, und als er hinter ihr hereintrat, sah er im Hof 15 bis 16 Speicher in einer Reihe stehen.

Sie führte ihn durch einen langen Korridor in den hintersten Raum, der blendend schön eingerichtet war. Im Tokonoma (der Wandaussparung im japanischen Zimmer) lagen viele Geräte aus Gold und Silber. Da er von der Schönheit des Raumes wie geblendet stehen blieb, machte die Frau ihn aufmerksam:

„Der Herr, der da liegt, ist unser Hausherr.“

Mitten im Raum war eine Lagerstätte aufgestellt und darin lag ein alter, kranker Mann, um

Atem ringend.

Der junge Mann setzte sich schüchtern vor den Kranken. Dann befahl der Kranke der Dienerin seine Tochter zu holen.

Nach einer Weile brachte sie ein schönes Mädchen in den Raum. Da wiederholte der Alte schweratmig dieselbe Frage dem jungen Mann gegenüber, die die Dienerin ihm am Anfang gestellt hatte.

„Sind Sie ein Fremder hier?“

Als der junge Mann die Frage freundlich bejahte, richtete der Kranke seinen Oberkörper von der Lagerstätte auf und sagte flehentlich:

„Ich habe eine große Bitte an Sie. Das ist die letzte, einzige Bitte von mir, diesem armen im Sterben liegenden Kranken. Würden Sie bitte so freundlich sein, meine Bitte anzuhören?“

Saburoji bemitleidete den todkranken Alten sehr und sagte:

„Ich würde alles tun, was ich könnte, soweit es in meinen Kräften steht.“

Die Antwort beruhigte den Kranken sehr und er sagte:

„Mein Wunsch ist nichts anderes, als dass Sie meine Tochter heiraten und als Schwiegersohn mein Vermögen erben würden.“

Wie sehr war Jiroji erstaunt und froh, als er das hörte. Er dachte aber gleichzeitig, der Alte müsse wahnsinnig sein oder scherzen, dass dieser ihn, einen armen jungen Bauern, wie ein Bettler, zu seinem Erbe machen wolle. Der aufrichtige Saburoji fühlte sich beleidigt und sagte:

„Haben Sie mich nicht zum besten, weil ich noch jung bin. Ich bin der Sohn eines armen Bauern und kann nie der Nachfolger eines wohlhabenden Mannes sein!“

Der Alte machte plötzlich ein trauriges Gesicht und sagte:

„Ich bin daran schuld, dass Sie böse sind. Ich hätte Ihnen vorher erklären sollen, warum ich so einen merkwürdigen Wunsch habe. Ich erzähle Ihnen von meiner Schande.“

Der Kranke erzählte, heftig hustend:

„Tatsächlich habe ich in meinem Leben mein Vermögen von 100 000 Kan (alte Währung) angesammelt und bin in der Hauptstadt als der Reichste bekannt. Jeder kennt den Namen Kamo no Chojä. Ich verdiente Geld aber nicht immer in ehrlicher Weise. Um Geld zu verdienen habe ich auch verschiedenes Boshafes gemacht. Ich habe Armen auf sehr hohe Zinsen Geld geliehen, habe von Bauern einen schweren Grundzins eingetrieben und habe manchmal einen Anderen um sein Haus und Hof oder um seine Felder betrogen, indem ich einen falschen Schein ausgestellt hatte. Darüber hinaus gebe ich eben nicht einen roten Heller aus. In was für einer großen Not auch ein Anderer sein mochte, habe ich ihn mit keinem Heller oder keiner Handvoll Reis begnadet. Deshalb habe ich riesig Geld verdient.

Dafür hassten mich die Leute wie einen Teufel oder eine Schlange. Ich meinerseits war fest

überzeugt bis vor kurzem, Geld regiere alles. Der Hass gegen mich mache nichts, wenn ich nur viel Geld besitze. In diesem Frühjahr ist aber meine Frau plötzlich gestorben, und ich selbst bin seit Anfang Herbst schwer krank. Ich habe nur ein Kind, diese Tochter. Wenn ich an der Krankheit sterbe, ist sie ein Waisenkind. Welche Schwierigkeiten würde sie dann haben? Ich entschloss mich also, einen guten Bräutigam für meine Tochter zu adoptieren. Ich habe zuerst innerhalb der Hauptstadt die Schwiegersohnadoption versucht. Aber wie? Jede Familie, die einen erwachsenen Sohn hat, hat sie abgeschlagen. Niemand möchte seinen Sohn in die Familie von Kamo no Choja, dem Teufel, einheiraten lassen, wie reich diese auch sein möge! Bis dahin habe ich geglaubt, Geld könne alles verwirklichen. Das war aber mein Irrtum. In Wirklichkeit kann ich nicht einmal den Bräutigam für meine einzige Tochter adoptieren. Als ihr diese Tatsache klar wurde, klagte sie darüber sehr und weinte und weinte. Das tat mir weh, und auch ich musste weinen. Das große Vermögen von 100 000 Kan spielte hier keine Rolle. Ich bin jetzt schwer krank und kann jederzeit sterben. Wenn ich aber tot wäre, würde meine Tochter in der Welt allein leben müssen. Sie würde dann als Waise eines Teufels von den Leuten verachtet und misshandelt werden. Wenn ich daran denke, kann ich nicht in Ruhe sterben.

Schließlich habe ich mir Folgendes überlegt: Da die Leute in der Hauptstadt mich alle hassen, gelingt es mir bestimmt nicht, in der Hauptstadt einen Bräutigam für meine Tochter zu adoptieren. Wenn ich aber einen aus der Provinz adoptiere, kann es mir wohl gelingen. Dann habe ich die Dienerin auf die Landstraße geschickt und einen Fremden suchen lassen. Zum Glück hat sie einen guten jungen Mann wie Sie getroffen. Das ist meine größte Freude. Würden Sie so freundlich sein, meinen Wunsch zu erfüllen? Das bedeutet für uns die größte Hilfe.“

Sobald der Alte ausgesprochen hatte, fiel er mit sichtbarer Müdigkeit auf seine Lagerstätte. Erst jetzt verstand Saburoji, warum der Alte ihn als Bräutigam adoptieren wollte. Er wollte zuerst dem Alten den Wunsch abschlagen, denn er glaubte, er werde schlecht behandelt werden, wenn er in die Familie, die in der Hauptstadt wie ein Teufel gehasst wird, einheirate.

Als er aber sowohl den Kranken als auch die Tochter in sich hineinweinen sah, änderte er seine Meinung: Er fürchtete sogar, der Kranke werde wegen der Enttäuschung auf der Stelle den letzten Atem aushauchen, wenn er seinen Wunsch abschläge.

„Da Sie es so sehr wünschen, bin ich einverstanden, mich als Bräutigam adoptieren zu lassen.“

Der Alte legte die Hände aneinander, als bete er vor ihm, und hauchte sein Leben aus. Er war wohl vor Erleichterung geistig erschlaft.

Saburoji tröstete die Tochter, die in Tränen schwamm, und erledigte die Begräbnisfeier. Danach heiratete er die Tochter und war der Erbe von Kamo no Choja. Er erbte dabei das Vermögen von 100 000 Kan, verteilte aber die Hälfte davon unter den armen Leuten in der Hauptstadt, was ihnen wirklich Freude machte. Sie sprachen dann überall von ihm, der gestorbene

Kamo no Choja sei ein Teufel gewesen, der neue sei aber ein Buddha. Er sei ein Choja von Buddha.

Das Ehepaar lebte friedlich und glücklich zusammen. Bald bekamen sie als Nachwuchs eine liebliche Tochter. Inzwischen waren zehn Jahre vergangen.

Nun habt ihr jeweils die Geschichte von Ichiroji, Jiroji und Saburoji erfahren. Wo trafen sie sich nun wieder?

5. Wo die drei Brüder einander trafen.

Ungefähr 10 Jahre waren vergangen, seitdem die drei Brüder sich auf dem Wege zur Hauptstadt an der dreigabeligen Stelle verabschiedet hatten. Eben da zeigte der berühmte Kamo no Choja bei dem Kebiishi Saemonnojo Kiyotsune an, dass eine Bande von etwa 30 Räubern in der vorigen Nacht bei ihm eingebrochen sei und nicht nur viel Geld geraubt, sondern auch seine Tochter Hanako entführt habe. Obwohl Kiyotsune schon lange sehr ärgerlich war, dass die Räuber außerhalb der Stadt um sich griffen, konnte er es ihnen nicht mehr durchgehen lassen, dass sie auch in der Innenstadt Raubüberfälle begingen. Er versammelte ungefähr 200 von seinen Untergebenen und befahl ihnen:

„Ich höre, der bekannte Räuber Tanomaru sei an dem Teich Mizorogaike, oberhalb des Flusses Kamogawa, in einem Palast ansässig, weil keiner sich wegen des Gerüchtes, eine Teufelin wohne in dem Teich, ihm näherte. Es muss auch Tanomaru sein, der gestern Nacht bei Kamo no Choja eingebrochen ist. Geht sogleich dorthin und nehmt ihn fest!“

Am nächsten Tag kam einer seiner Untergebenen zurück mit der Nachricht:

„Herr Kebiishi, wir haben Tanomaru festgenommen und Hanako ist in Sicherheit.“

Der Kebiishi schickte einen seiner Leute zu dem Reichen Kamo no Choja und ließ ihm mitteilen, er solle sogleich zum Gericht kommen, um seine Tochter abzuholen.

Bald wurde der gefesselte Tanomaru in den Gerichtshof gebracht und auf den weißen Sand des Gerichtshofes gesetzt, und gerade da kam auch Kamo no Choja im Gerichtshof an, der seine Tochter in Empfang nehmen wollte. Er durfte aber auf dem Umgang des Hofes Platz nehmen. Nach einer Weile trat Saemonnojo in einem herrlichen Gewand mit einer hohen schwarzen Hofbeamtenmütze mit einem sakralen Ausruf in den Hof ein und nahm auf dem obersten Sitz Platz. Er wandte sich dem Reichen zu und fragte ihn, ob es stimme, dass er Kamo no Choja sei. Da auch dieser in das Gesicht des Richters sah, erkannte der Richter in dem Augenblick sogleich seinen Bruder und rief unwillkürlich:

„Du bist ja Saburoji!“

Dieser schrie auf, er hatte auch vergessen, dass hier der Gerichtshof ist:

„Du bist doch Ichiroji?!“

Beide umarmten einander und weinten laut.

Es waren aber nicht nur die beiden, die weinten.

Auch der Räuber Tanomaru weinte, er wälzte sich in der festen Fesselung und biss die Zähne zusammen. Aus seinen Augen stürzten unaufhörlich Tränen auf den weißen Sand.

Als die beiden sahen, dass auch Tanomaru weinte, wunderten sie sich und sahen ins Gesicht des Räubers. Das war eben Jiroji, der jüngere Bruder von Ichiroji, und der ältere Bruder von Saburoji.

Könnt ihr euch vorstellen, wie groß die Verwunderung, die Freude und die Trauer der drei Brüder war, als sie einander jeweils erkannten?

Als die drei Brüder sich auf dem Wege nach der Hauptstadt an der dreigabeligen Stelle voneinander verabschiedeten, waren die Wege jeweils in der Entfernung bis zur Hauptstadt zwar unterschiedlich. Wie sehr unterschiedlich waren aber nach 10 Jahren die Schicksale der drei Brüder!

Haruo Sato: Die chinesische Fiedel von Minoru (1923)

Die Familie von Minoru, das sind entfernte Verwandte von mir, mütterlicherseits. Sein Vater betrieb in Amerika ein Geschäft, hatte aber damit keinen Erfolg. Er wandte sich dann an meinen Vater und kam nach Japan zurück, wo er an dem Krankenhaus, das mein Vater führte, als Kassierer angestellt wurde.

Die Geschwister von Minoru, das waren seine ältere Schwester und zwei jüngere Brüder, waren sicher unter einem unglücklichen Schicksal geboren – ihnen war die Mutter plötzlich gestorben und bald danach war auch der Vater gestorben. Sie hatten niemanden, der für sie sorgte und mein Vater übernahm sie alle.

Als Minoru 15 oder 16 Jahre alt war, ich war damals 7 Jahre alt oder so, äußerte er plötzlich den Wunsch, nach Amerika zu gehen. Damals schwärmten die Leute in meiner Heimat, Shingu in der Präfektur Wakayama, für die Fahrt nach Amerika, und viele Japaner aus der Gegend wanderten nach Amerika aus. Vielleicht sind auch heute die meisten oder zweitmeisten Japaner dorthin ausgewandert. Als er seinen Wunsch äußerte, waren alle in meiner Familie dagegen, weil er noch zu jung sei, um in ein so fernes fremdes Land zu fahren, und hielten ihn auf. Minoru wollte den Rat durchaus nicht annehmen. Nachher, als meine Familie darüber sprach, sagte meine Mutter wiederholt zu mir:

„Auch Minoru wollte bestimmt nicht von sich selbst aus in ein so fernes Land gehen. Aber er wollte nicht, dass er und alle seine Geschwister von den Verwandten des Vaters abhängig sind. Mit ihm verglichen, bist du in einer viel günstigeren Situation.“

Als Minoru abreiste, sahen wir ihm alle bis zum Grab seines Vaters nach. Er trug einen Anzug,

das war der abgelegte Anzug meines Vaters, den er hatte erneuern lassen. Es war Frühling oder Herbst. Ich erinnere mich noch, dass ich Blumen am Wegesrand pflückte und deshalb hinter den anderen zurückblieb.

Als Minoru in Amerika ankam, schickte er uns „Bonbons“. Sie waren einzeln in Silberpapier eingewickelt und sahen außen schwarz aus, aber innen waren sie weiß. Es war Schokoladen-Creme. Alle, die sie gegessen hatten, sagten, sie seien nur zu süß und schmeckten nicht. Jedenfalls war es schon vor 25 Jahren, und auf dem Lande hatte noch keiner Schokoladen-Creme gesehen, oder gegessen. Um davon zu schweigen, die Reise von Minoru nach Amerika war von Anfang an eine misslungene Reise gewesen.

Mein Vater riet Minoru, ein Schiff von Kobe aus zu nehmen, denn in Kobe steigen auch viele Landsleute von ihm ein. Minoru nahm aber extra ein Schiff von Yokohama, vielleicht weil er vor der Abreise Tokyo besichtigen wollte. Unglücklicherweise verbreitete sich in Yokohama die Cholera, gleich nachdem er abgefahren war. Als er in San Francisco ankam, wurde den Fahrgästen aus Kobe ohne Einschränkungen erlaubt, an Land zu gehen, die aus Yokohama wurden fast 2 Monate lang auf dem Schiff festgehalten. Minoru gehörte zu denjenigen, die nicht von Bord gehen durften, obgleich sie San Francisco sehen konnten!

Meine Großmutter mütterlicherseits wohnte auch bei uns. Sie war damals wohl schon 70 Jahre alt. Wenn ich sie in ihrem Zimmer besuchte, fragte sie mich nach verschiedenen Sachen. Da sie schwerhörig war, redeten die anderen nicht so gern mit ihr, ich aber mied sie nicht so sehr. Deshalb schätzte sie mich als freundliches Kind, solange sie lebte. Der Grund dafür war vielleicht, dass ich gern auch mit ihr redete. Die Großmutter fragte mich oft nach etwas Unerwartetem, z. B.:

„Man sagt, dass die Welt eine Kugel sei. Ist das wahr?“ oder „Wer hat das gesehen?“ oder „Wenn das so ist, in welcher Richtung liegt dann Amerika, hier oder dort?“ Indem sie mit dem Finger in eine Richtung zeigte, fragte sie mich nach der Richtung, wo sich Amerika befinden sollte. Sonst stellte sie mir Fragen, die ich nicht beantworten konnte.

Sie sprach oft von Amerika. Dafür hatte sie allen Grund: Der Bruder der Ehefrau von ihrem ältesten Sohn – dem ältesten Bruder von meiner Mutter, d. h. mein Onkel – war Arzt in Amerika und Minoru – ihr entfernter Verwandter – war auch in Amerika. Sie wollte nämlich von dem Land etwas wissen, wo sogar zwei von ihren Verwandten ansässig waren. Ich wundere mich noch jetzt, woher so eine Alte erfahren hatte, dass die Erde eine Kugel sei.

Minoru schrieb uns zwar nicht so oft, aber gelegentlich. Aus seinen Briefen konnten wir uns sein Befinden vorstellen: Er war Spüler oder Winzer, verdiente Geld und besuchte dann eine Schule. Wie er berichtete, sei er während der Sommerferien Lohnarbeiter. Er arbeitete diese Zeit

sehr fleißig und sonst besuchte er die Schule. Meine Mutter sagte oft, sein Fleiß sei bewunderungswert.

Es war 5 oder 6 Jahre her, seitdem Minoru in Amerika war. Eines Tages, wenn ich mich nicht irre, gegen Jahresende, erhielten wir einen Brief von ihm und waren sehr beunruhigt. Da ich damals wohl 13 Jahre alt war, konnte ich die Angst der Familie verstehen. Auch jener Onkel von mir, der in Amerika Arzt war, schickte uns einen Brief. Nach den Briefen leide Minoru an Lungentuberkulose, und zwar schwer. Er habe sich entschlossen, nach Japan zurückzufahren, könne aber nur schwer die Reisekosten bezahlen. Einige freundliche Landsleute könnten sie aber für ihn vorstrecken.

Anderthalb Monate nach den angstvollen Briefen war Minoru zurück. Es war gegen 10 Uhr morgens. Ich war zu Hause, weil wir wohl an dem Tag keine Schule hatten. Als ich im Garten spielte, kam ein großer Mann in einem langen Mantel, mit einem Koffer in der Hand, ungeniert herein. Ich dachte, das ist Minoru. Als ich ihn erblickte, lächelte er mich an, als wäre er ein Amerikaner.

Ogleich meine Mutter sagte, sie habe den Eindruck, es gehe ihm viel besser, als sie gedacht habe, sagte mein Vater uns heimlich, nachdem er ihn genau untersucht hatte, es gehe ihm viel schlechter, als er aussehe.

Er durfte dann in einem freistehenden Nebengebäude unseres Hauses wohnen. „Da seine Krankheit ansteckend ist, dürft ihr Kinder euch ihm nicht nähern“, sagte mein Vater zu mir und meinem Bruder.

Minoru hatte nur einen Koffer von mittlerer Größe dabei, er hatte aber darin ein Geschenk für uns mitgebracht. Das war ein Dutzend in Dosen konservierter Ananas. Sicher hatte er die in Honolulu gekauft. Eine von den 12 Dosen war aber bombiert.

Mein Vater sagte, der Inhalt der Dose müsse faul sein. Als ich sie aus Neugier öffnete, roch ich einen starken Gestank, obwohl sie leer war. Mein Vater rührte darin um und schrie plötzlich auf: „Nein! Da drin ist ein Menschenfinger!“

Wirklich war darin eines Menschen Finger! Mein Vater erklärte mir, in der Fabrik sei aus Versehen einem Menschen der Finger durch eine Maschine abgeschnitten und in die Dose eingelegt worden. — Wenn ich mich an Minoru erinnerte, erinnerte ich mich immer an den Finger in der Dose. Wessen Finger war es, der eigens nach Japan gebracht und in der Ecke unseres Gartens begraben wurde?

Wenn ich von der Dose spreche, muss ich auch von der chinesischen Fiedel von Minoru sprechen.

Er besaß eine merkwürdige, handgearbeitete, chinesische Fiedel. Ihren Resonanzkörper stellte eine Dose dar, sowohl deren Deckel als auch deren Boden weggenommen waren und statt derer Zeichenpapier aufgespannt war. Als ihren Hals benutzte er ein Bambusrohr, und die Saiten waren aus Draht.

Meine Familie sah es nicht gern, dass ich Minoru in seinem Zimmer besuchte. Ich wollte aber von ihm Geschichten von Amerika hören. Er erzählte mir nicht nur von den amerikanischen Städten, sondern auch viele verschiedene interessante Geschichten, z. B. dass selbst Schulkinder in der Schule in der Redekunst trainiert werden, oder dass seine Klassenkameraden alle 8 Jahre alt waren und unter ihnen nur Minoru 17 Jahre alt war. Er erzählte mir auch von den Weingärten in Kalifornien. Als er aber plötzlich das Erzählen unterbrach, nahm er aus seinem Koffer die handgearbeitete Fiedel heraus.

Er fing an, sie konzentriert zu spielen. Die Melodien, die er spielte, kannte ich nicht. Er sah aus, als ob er sich nicht bewusst wäre, dass ich da war, er hörte aber plötzlich im Spiel auf und sagte:

„Siehst du, dass ich die Fiedel selbst konstruiert hatte? Dieses Bambusrohr habe ich mir aus Japan schicken lassen, in Amerika wächst ja kein Bambus“, sagte er und fing wieder an, das Instrument zu spielen.

Minoru spielte immer gern die Fiedel. Eben wenn ich ihn in seiner Wohnung besuchte, lächelte er mich nur an und spielte seine Musik weiter. Er erzählte mir nicht mehr von Amerika. Meine Eltern schalten mich, weil ich ihn zu oft besuchte, was mich danach von ihm entfernte. Ich hörte ihn bruchstücksweise aus der Ferne die Fiedel spielen. Ich saß aber nur in der Sonne . . .

Zwei oder drei Jahre danach starb Minoru. Er war damals wohl 26 oder 27 Jahre alt und wenn er noch am Leben wäre, wäre er jetzt etwa 40 Jahre alt.

Mimei Ogawa : Die Seehündin und der Mond (1925)

Hier war das nördliche Meer. Es war gefroren und glänzte silbern. In der Gegend schien die Sonne nur selten, denn sie mochte keinen finsternen Ort. Das Meer sah dunkel und trüb aus wie die Augen eines toten Fisches. Es schneite jeden Tag.

Eine Seehunde-Mutter saß auf der Spitze eines Eisberges und blickte auf die Umgebung matt und müde umher. Sie hatte ein sanftmütiges Herz. Sie konnte ihr liebes Kind nicht vergessen, das Anfang des Herbstes plötzlich verschwunden war.

„Wo ist mein Kind hin? Auch heute sehe ich es nicht.“, dachte die Seehunde-Mutter.

Ein kalter Wind wehte ununterbrochen um sie. Alles, was ihr in die Augen fiel, machte sie traurig. Schon der Blick auf das silberne Meer und die flatternden Schneeflocken weckte ihre Trauer.

Die Seehündin konnte auch nicht davon ablassen, selbst beim wehenden Wind über ihr verlorenes Kind zu klagen.

Die arme Seehündin fragte den Wind in trüber Stimme:

„Hast du nicht vielleicht irgendwo mein liebes Kind gesehen?“

Der stürmisch wehende, freche Wind hielt sein Wehen an und antwortete:

„Frau Seehündin, ich habe mich lange gewundert, warum du jeden Tag so inmitten unseres Wehens auf der Spitze des Eisberges sitzt. Jetzt weiß ich, dass du da sitzt und an dein verlorenes Kind denkst. Frau Seehündin, ich kämpfe jetzt mit dem Schnee. Ob der Schnee das Meer besetzt oder ich, der Wind, das Meer, es ist ein Kampf auf Leben und Tod, der noch einige Zeit dauert.

Nun, obwohl ich bis jetzt in dieser Gegend fast überall über dem Meer geweht habe, habe ich dein Kind nirgends gesehen. Ob es sich etwa im Schatten eines Eisberges versteckt hat und dort weint? Nächstes Mal werde ich aufmerksamer sein.“

„Es ist sehr freundlich von dir. Wie kalt du auch wehen magst, ich erdulde deine Kälte und warte auf dich. Wenn du beim Wehen über dem Meer irgendwo mein Kind, sich nach mir der Mutter sehnend, weinen findest, teile mir bitte mit, wo du es gefunden hast. Ich werde bestimmt über die Eisberge dorthin eilen, wo es sich auch befinden mag“, sagte die Seehündin mit verweinten Augen.

Der Wind drehte sich um, obwohl er sehr in Eile war, und sagte:

„Aber, Frau Seehündin, im Herbst habe ich in dieser Gegend Jagdschiffe gesehen. Wenn dein Kind da von einem gefangen worden wäre, könntest du es nie wieder zurückbekommen. Wenn ich nun dein Kind genauer suche und es trotzdem nicht finden könnte, dann müsstest du dein Kind aufgeben.“

Der Wind war weg. Die Seehündin sah ihm nach und rief in schmerzhafter Stimme.

Sie wartete jeden Tag, dass der Wind wieder käme und eine Nachricht mitbrächte. Er kommt aber nie wieder.

„Wie geht's dem Wind?“

Die Seehündin musste sich um ihn Sorgen machen. Immer hintereinander kamen neue Winde, derselbe Wind wehte aber nie wieder um sie.

Als ein anderer Wind an der Seehündin vorbei wehte, rief sie ihn an:

„Hallo, wohin willst du denn?“

„Das kann ich dir nicht sagen. Ich folge nur meinen Genossen“, antwortete der Wind.

„Ich habe einmal einen deiner Genossen um etwas gebeten und möchte von ihm Bescheid

wissen“, sagte die Seehündin traurig.

„Wenn das so ist, ist der Wind noch nicht da, der dir das versprochen hat. Ich bin nicht sicher, ob ich ihn treffe. Wenn ich ihn aber treffe, gebe ich ihm Bescheid.“ So gesagt, war der Wind auch schon weg.

Das Meer war ruhig und grau, und schlief. Der Schnee und der Wind kämpften. Der Schnee zerbrach in Flocken.

Indem die Seehündin still da saß, ging ihr die Erinnerung durch den Sinn, dass der Mond einmal auf sie geschienen und sie gefragt hatte:

„Du fühlst dich sicherlich vereinsamt, nicht wahr?“

„Sicherlich, ja“, hatte sie geantwortet und ihm gegenüber um ihr verlorenes Kind geklagt.

Der Mond hatte ihr nachdenklich fest das Gesicht angesehen und hatte sich dann schweigsam hinter dunkle Wolken verborgen.

Die Seehündin war dann weiter tags und nachts, sich an ihr Kind erinnernd, auf der Spitze des Eisberges sitzen geblieben und hatte einerseits auf die Nachricht des Windes gewartet, hatte andererseits an den Mond gedacht.

Der Mond vergaß die Seehündin nie. Da er nicht wie die Sonne, die immer lebhafte Städte anblickte oder auf Felder voll von Blumen hinuntersah, immer einsame Städte und ein dunkles Meer anblickend, weitergereist war, sah er inzwischen manchmal, wie erbärmlich arme Menschen, oder an Hunger leidende arme Tiere lebten.

Als selbst der Mond, der schon viele Traurigkeiten auf der Welt gewöhnt war und von ihnen nicht mehr so sehr gerührt werden konnte, die Seehunde-Mutter auch nachts, ohne zu schlafen, auf dem Eisberg traurig heulen hörte, bemitleidete er sie im Herzensgrund. Das Meer um sie war zu dunkel und zu kalt, als dass es um die Seehunde-Mutter etwas gäbe, was sie erfreuen könnte.

„Du fühlst dich sicherlich vereinsamt, nicht wahr?“, so hatte der Mond einmal die Seehündin angesprochen, um sie zu trösten, und sie sah hinauf zu dem Mond und klagte ihm gegenüber über ihr trauriges Herz.

Der Mond hatte ihr aber mit seinen Kräften nicht helfen können. Seit dieser Nacht kümmerte er sich also darum, irgendwie die vereinsamte Seehunde-Mutter zu trösten.

Als der Mond eines Nachts über dem grauen Meer weilte, sah er auf das Meer hinunter und dachte an die Seehündin. In der Nacht wehte auch ein kalter Wind und Wolken flogen tief dicht über die Eisberge. Der Mond fand die Seehündin auf der Spitze eines Eisberges, wie er es erwartet hatte.

„Fühlst du dich noch einsam?“, fragte er sie.

Sie schien magerer geworden zu sein als letztes Mal, als er sie gesehen hatte. Sie sah traurig zum Mond hinauf und klagte:

„Ja. Ich weiß noch nicht Bescheid über mein Kind.“

Der Mond schien mit seinem blassen Licht auf die Seehündin. Der Körper der armen Seehündin zeigte sich im Licht blass.

„Ich reise überall auf der Welt und scheine an allen Ecken. Ich sehe alles, was dort geschieht. Soll ich dir einmal interessante Geschichten aus fernen Ländern erzählen?“, fragte der Mond.

Da schüttelte die Seehündin den Kopf und bat den Mond:

„Wenn du alles weißt, was auf der Welt geschieht, so unterrichte mich bitte lieber, wo sich mein Kind befindet. Auch der Wind, der mir versprochen hatte, mir Bescheid zu geben, sobald er mein Kind gefunden hat, gibt mir noch keine Nachricht.“

Als der Mond diese Worte hörte, musste er schweigen. Er wusste nicht, was er ihr noch weiter sagen sollte. In der Welt gab es überall so viele traurige Unfälle wie Tod der Kinder wegen Krankheiten, Ermordung oder Entführung der Kinder, und zwar nicht nur bei Seehunden, dass der Mond die Unfälle im einzelnen nicht im Kopf behalten konnte.

„Auch hier im nördlichen Meer gibt es unzählige Seehündinnen, denen das Kind verloren gegangen ist. Da du ein besonders sanftes Herz hast, fühle ich ein besonderes Mitleid mit dir. Inzwischen bringe ich dir etwas mit, was dir Freude macht“, sagte der Mond, als er sich hinter den Wolken verbarg.

Der Mond vergaß nie sein Versprechen. Eines Abends sah er im Süden junge Leute auf dem Feld unter Blumen in voller Blüte tanzen, indem sie Flöten spielten und Trommeln schlugen. Von oben her sah er auf sie hinunter.

Die Leute waren eine Gruppe von Hirten. In dieser Gegend war es schon warm, und sie mussten jetzt auf dem Feld arbeiten. Den ganzen Tag arbeiteten sie auf dem Feld und abends löschten sie ihre Müdigkeit, indem sie im Mondlicht tanzten.

Nach dem Tanz kehrten die Männer mit den Kühen und Schafen nach Hause zurück. Die Frauen ruhten noch unter den Blumen aus. Inzwischen begannen einige von ihnen im sanften Wehen des Windes im Duft der Blumen zu schlummern.

Da fand der Mond eine kleine Trommel auf dem Feld gelassen und kam auf den Einfall, sie der armen Seehündin mitzubringen.

Niemand merkte, dass der Mond seine Hand ausstreckte und sie aufnahm. Am selben Abend reiste der Mond, die Trommel auf dem Rücken tragend, nach Norden.

Im Norden war das Meer wie immer gefroren und glänzte silbern. Der kalte Wind wehte darüber. Die Seehündin saß auf der Spitze des Eisberges.

„Hier, das ist, was ich dir versprochen habe“ sagte ihr der Mond und gab ihr die Trommel.

Die Trommel schien der Seehündin gut gefallen zu haben. Als der Mond einige Tage später über das Meer in der Gegend schien, hatte das Eis begonnen zu schmelzen, und der

Trommelschlag war über den Wellen zu hören.

Yoshio Toyoshima: Die Schattenbilder (1927)

1.

Auf einem sanften Hügel gab es ein Dorf. Hinter dem Hügel gab es Berge, und vor dem Hügel eine weite Ebene. Am Ostende des Dorfes stand das herrschaftliche Wohnhaus des Reichsten im Dorf. Der Platz vor dem Haus stellte einen guten Spielplatz für Kinder dar.

Das Haus hatte eine weiße Mauer. Die linke Seite des Hauses erreichte der Fuß eines sanften Berges. Dort wuchs verschiedenes Gebüsch und Gras. Vor dem Haus floss ein Bach, in dem Fische schwammen. Hinter dem Bach und auf der rechten Seite des Hauses erstreckten sich Reisfelder. Auf dem Platz vor dem Haus konnten die Kinder nach Herzenslust spielen.

Früh am Morgen eines heiteren Tages spielten Kinder dort wie immer. Unter den Kindern war auch der Enkelsohn des Reichsten des Dorfes. Die Sonne, die im Osten eben aufgegangen war, warf die Schatten aller Kinder deutlich auf die weiße Mauer. Da sie daran Interesse fanden, dass ihre Schatten so deutlich auf der Mauer zu sehen waren, fingen sie an, damit zu spielen, ihre Schatten mit Absicht auf die Mauer zu werfen.

„Ich habe eine Idee“, rief plötzlich der Enkelsohn des Reichsten des Dorfes: „Wartet einen Moment! Ich komme gleich wieder.“

Er rannte in die Wohnung. Auf dem Umgang des Gastzimmers saß sein Großvater und las in einem Buch. Er trug eine Brille mit großen, runden Gläsern. Das Kind sagte zu seinem Großvater:

„Opa, schenke mir bitte die östliche Mauer!“

Der Großvater wunderte sich sehr, machte unter den Gläsern große Augen und sagte zu ihm:

„Was bedeutet ‚die Mauer schenken‘?“

„Ja, ich meine, dass du mir die Mauer zur Verfügung stellen mögest. Ich habe eine Idee. Ich möchte mit der Mauer spielen. Ich beschädige sie nicht. Ich mache mit ihr nur etwas Lustiges. Sei bitte einverstanden, ja?“

„Mit der Mauer etwas Lustiges machen? Du sagst doch etwas Komisches. Ich bin aber einverstanden, solange du die Mauer nicht beschädigst.“

„Ja? Du bist einverstanden!? Ich mache nur mit ihr etwas Lustiges.“

Das Kind rannte an dem Großvater vorbei, holte vom Tische einen großen Tuschreibesteinkasten und rannte wieder hinaus an die Mauer.

„Was machst du denn da?“

Die anderen Kinder, die auf ihn gewartet hatten, kamen zu ihm heran.

„Von nun an gehört diese Mauer mir. Mein Opa hat sie mir zur Verfügung gestellt. Wir können

mit der Mauer alles tun. Er wird nie böse, solange wir sie nicht beschädigen. Wir bilden jetzt unsere Schatten auf die Mauer ab.“

„Unsere Schatten auf die Mauer abbilden — wunderbar!“

Begeistert schrien sie ‚Hurra‘ und bereiteten sich sogleich vor. Aus dem Bach holten sie für den Tuschreibestein Wasser und rieben eifrig Tusche. Wenn sie sich nicht fleißig vorbereiteten, ginge die Sonne hoch. Wenn die Sonne hoch stünde, wären ihre Schatten niedriger.

„Da ich an das Spiel ausgedacht habe, darf ich als Erster meinen Schatten abgebildet haben“, sagte der Enkelsohn des Reichsten des Dorfes und stellte sich vor die Mauer. Auf der Mauer stand sein Schatten deutlich wie er selbst. Die anderen Kinder bildeten den Umriss des Schattens mit dem Pinsel, für den sie satt Tusche hatten, genau ab.

„Da das das Bild eines Schattens ist, müssen wir nicht nur den Umriss abbilden, sondern auch die ganze Gestalt schwarz malen.“

Die Kinder fingen an, die ganze Gestalt schwarz zu malen. Als das Wasser im Tuschreibestein zu Ende war, holten sie wieder Wasser aus dem Bach und rieben den Reibestein wieder.

Inzwischen stieg die Sonne höher und höher, und die Schattenbilder der anderen wurden niedriger als das des Enkelsohnes und da diese alle plump waren, versuchten die Kinder sie nicht mehr abzubilden.

„Versuchen wir es morgen wieder!“

Ab diesem Tag versammelten sich die Kinder jeden Tag schon vom frühen Morgen an vor der Mauer und bildeten ihre Schattenbilder darauf ab.

Das interessierte noch viele andere Kinder, die an dem Spiel teilnahmen. Obgleich sie pro Tag höchstens zwei oder drei Schattenbilder abbildeten, entstanden mit der Zeit viele verschiedene Schattenbilder auf der Maueroberfläche. Große und kleine, dicke und magere Schattenbilder standen, nach vorne sehend, nebeneinander. Da sie alle mit Tusche auf der weißen Mauerfläche gemalt waren, standen sie da, wann immer man sie auch betrachten mochte, immer aufrecht und fest, unabhängig von der Höhe der Sonne oder unabhängig von der Tageszeit.

Wenn Leute das sahen, wunderten sie sich darüber und lachten. Auch der Großvater der reichsten Familie des Dorfes war dabei und sah erstaunt unter den großen, runden Brillen-Gläsern mit großen Augen die Schattenbilder an.

Jedes Kind stellte sich vor sein eigenes Schattenbild und zeigte es.

„Das bin ich.“

Jedes Bild war genau so groß und sah so aus, wie sein Besitzer.

Nun waren die Schattenbilder aller Kinder abgebildet worden. Alle abgebildeten Schattenbilder standen auf der vollen Fläche der Mauer.

Die Kinder überlegten jetzt, wie sie damit spielen könnten. Die abgebildeten Schattenbilder

bewegten sich ja nicht.

„Könnten sie doch aus der Mauer herauskommen und tanzen!“

Das war der Wunschtraum aller Kinder, die da waren. Vor der Mauer berieten sie sich wiederholt miteinander über diesen Wunsch. Das war aber eine Unmöglichkeit.

Eines Tages aber, als sie sich auch wieder über ihren Wunschtraum berieten, erschien ein unbekannter Mann mit langem Haar. Keiner wusste, woher er gekommen war. Er stand neben ihnen und lächelte.

„Ihr denkt an etwas Dummes, nicht wahr?“, sagte er und grinste, die Schattenbilder betrachtend.

Das ärgerte die Kinder. Sie näherten sich ihm drohend, obgleich er ein Fremder mit langem Haar war.

„Was sagst du? Was bedeutet, dass wir an etwas Dummes denken? Warum ist es etwas Dummes, dass wir die Schattenbilder tanzen lassen wollen? Ist es keine lustige Idee?“

Der Fremde lachte laut. Er sah sehr lustig aus. Er sagte:

„Ihr habt recht. Daran bin ich schuld. Es muss wirklich eine lustige Idee sein. . . . Soll ich euch dann lehren, wie man die mit Tusche gemalten Schattenbilder tanzen lassen kann?“

„Was? Weißt du wirklich wie das geht? Lehre uns das! Bitte, lehre uns das!“

„In Ordnung, ich lehre euch das. Dafür sollt ihr auch mein Schattenbild auf der Mauer abbilden. Kommt morgen wieder hierher, dann seht ihr, dass eure Schattenbilder darauf tanzen.“

Die Kinder freuten sich sehr und bildeten das Schattenbild des fremden Mannes auf einer freien Stelle der Mauer ab. Da die Sonne damals schon hoch gestiegen war, war sein Schattenbild niedrig und sah plump aus.

„Das geht nicht. Die Sonne steht schon hoch. Ein komisches Bild.“

„Nein. Ich bin zufrieden.“

Der Mann lachte laut, indem er sein plumpes Schattenbild ansah.

„Also dann, bis morgen. Kommt alle sehr früh!“ sagte der Mann beim Weggehen und ging davon.

2.

In der Nacht konnten die Kinder nicht gut schlafen, denn sie könnten doch morgen ihre Schattenbilder sich bewegen und tanzen sehen. Am nächsten Morgen wachten sie sehr früh auf und holten einander ab. Als die Erwachsenen sie aber fragten, was es heute gebe, nahmen sie eine ernste Miene an und antworteten ihnen nichts, sie waren überzeugt, die sollten bald überrascht sein.

Als sich die Kinder alle versammelt hatten, kamen sie mit klopfenden Herzen zur östlichen

weißen Mauer des herrschaftlichen Wohnhauses des Reichsten im Dorf.

Aber als sie die Mauer erblickten, erschrakten sie so sehr, dass sie für einen Moment erstarrten und ihnen der Atem stockte. Die weiße Mauer, auf deren ganzer Fläche sie ihre verschiedenen Schattenbilder abgebildet hatten, war ganz schwarz bemalt, und zwar so tief schwarz, dass die Fläche wie ein Spiegel, sozusagen ein dunkler Spiegel, aussah. Auf der Mauerfläche war nichts zu sehen, geschweige denn die Schattenbilder. Nur die schwarze Oberfläche war zu sehen.

„Ha, ha, ha!“

Lautes Lachen war zu hören. Die Kinder sahen sich um. Da stand der fremde Mann von gestern und lachte.

„Mein plumpes Schattenbild ist in einer Nacht groß geworden und hat sich auf der ganzen Mauerfläche verbreitet. Das habe ich nicht erwartet.“

Als die Kinder das hörten, waren sie plötzlich ärgerlich. Der Mann habe sie betrogen. Er lüge. Es ist unmöglich, dass das Schattenbild sich in einer Nacht auf der ganzen Mauerfläche verbreitet habe. Der Mann muss die ganze Mauerfläche schwarz bemalt und alle Schattenbilder von uns vernichtet haben.

„Du lügst! Du lügst! Du hast uns betrogen!“, schrien die Kinder und näherten sich ihm drohend.

„Ha, ha, ha!“ lachte der Mann noch gelassen.

„Der macht sich über uns lustig! Schlagt ihn nieder!“

Einige hitzige von den Kindern griffen einen Stock oder einen Stein oder ballten die Fäuste und näherten sich dem Mann. Er wich lächelnd hie und da aus. Er war so flink wie ein Schatten, dass die Kinder ihn nicht fassen konnten.

„Ihr seid dumm. Seht ihr nicht, dass die Schattenbilder auf der dunklen Mauerfläche tanzen?“

Erst da merkten die Kinder, dass die Schattenbilder aller Kinder auf der Mauerfläche, die wie ein schwarzer Spiegel den Morgensonnenschein reflektierte, schwebten. Da sie nicht auf der weißen, sondern auf der tiefdunklen Mauerfläche reflektiert wurden, konnte man sie zwar nicht deutlich erkennen, aber, hindurchgesehen, tauchten sie auf. Wenn sich die Kinder alle bewegten, so bewegten sich auch die reflektierten Bilder genau so wie diese. Es war, als ob viele Menschenkinder da umhertanzten.

Alle guckten verwundert in die dunkle Spiegelfläche hinein: auch die Schattenbilder hatten Augen, Mund und Nase. Es war, als ob man hinter dem Spiegel doch auch lebendige Kinder sähe.

„Seht ihr? Ha, ha, ha!“

Als sich die Kinder erstaunt umdrehten, sahen sie den Fremden noch lachend fortgehen. Er ging geschwind, als ob er durch die Luft flöge, in die Richtung der Berge fort. Die Kinder waren verblüfft.

Da kam der Großvater der reichsten Familie des Dorfes. Die Kinder erzählten ihm, was von gestern bis heute geschehen war. Der Großvater erblickte erstaunt die schwarze Mauer und sagte endlich:

„Es ist bestimmt ein großer Mann gewesen. Ihr habt von ihm etwas Wichtiges gelernt.“

Die Kinder verstanden ihn nicht. Es war ihnen aber eine Freude, dass der Spiegel der schwarzen Mauer fertig war. Sie konnten ihre Bilder nicht nur morgens, wenn die Sonne schien, sondern auch nachmittags, und sogar nachts, wenn nur der Mond schien, reflektieren lassen. Das waren nicht einfache Schattenbilder von ihnen, sondern auch ihre eigenen Bilder, die sich bewegten.

Seitdem spielten die Kinder immer lustig und lebhaft, indem sie vor der Mauer allerei Gestalten abbildeten oder tanzten und dadurch ihre Schatten tanzen ließen.